

HOLGER ZABOROWSKI · WASHINGTON D.C.

LITURGISCHE VERNUNFT

Eine Skizze

I.

Diskurse sind immer auch Krisenzeichen. Über das, was sich von selbst versteht und was daher allen einleuchtet, wird nur selten geredet. Dort aber, wo die unmittelbare Geltung eines Gedankens oder einer bestimmten Praxis verloren gegangen ist oder infrage gestellt wird, zeigt sich, wo das, was einst unhinterfragt galt, nicht einfach vergessen oder verdrängt wird, das diskursive Hin und Her. Was einmal allgemein akzeptiert war, wird nun überprüft. Ist es vielleicht ganz zu Recht nicht mehr allgemein akzeptiert? Gehört es gar zu Recht einer vergangenen Zeit an? Viele Selbstverständlichkeiten sind so zu vergangenen Gewißheiten oder zu einst gültigen Formen menschlicher Praxis geworden. In anderen Fällen ergab sich ein differenzierterer Zugang: Was einst gültig und allgemein akzeptiert war, lebt nun in gewandelter Weise oder nur in bestimmten Kontexten weiter. Und in ganz anderen Fällen gab es nach einer Krise des Selbstverständlichen eine viel tiefere Aneignung. Dann läßt sich beobachten, dass nicht nur das, was einst schon gültig war und menschliches Leben durchwirkte, nach wie vor noch gilt, sondern auch, dass es viel besser verstanden wird und damit viel mehr zu unserem Eigenen geworden ist.

Die Geschichte des Menschen lebt von diesen Prozessen: Als geschichtliche Wesen leben wir in einem Verhältnis zu unserer Herkunft. Aber dies bedeutet eben nicht, dass wir sie einfach – aus einem Ungenügen an der Gegenwart – reproduzieren könnten und damit die Krise eines einst Selbstverständlichen lösen könnten. Wir können uns nicht aus unserer Gegenwart in die Vergangenheit stehlen oder diese ungebrochen in die Gegenwart trans-

HOLGER ZABOROWSKI; Jg. 1974, Studium der Philosophie, Theologie und klassischen Philologie in Freiburg, Basel und Cambridge; Promotion in Oxford, 2001-2005 wissenschaftlicher Assistent an der Universität Freiburg, lehrt seit 2005 Philosophie an der Catholic University of America in Washington, D.C. Zahlreiche Veröffentlichungen zur klassischen deutschen Philosophie und zur Philosophie des 20. Jahrhunderts, vor allem zur Phänomenologie und Hermeneutik. Er ist u.a. Mitherausgeber des Heidegger-Jahrbuchs.

portieren. Wer auch immer dies versucht, ist modernistischer, als er sich eingestehen mag. Das ist die Tragödie der meisten reaktionären Positionen: Dass sie – bei rechtem Lichte betrachtet – Spielarten des Modernismus darstellen. Und während die Reaktionäre sich in ein falsches Verhältnis zur Vergangenheit setzen, versuchen andere – nennen wir sie hier ebenso stark vereinfachend «Progressive» –, das Verhältnis zur Vergangenheit hinter sich zurück zu lassen und sich von der Vergangenheit abzuschneiden, um das, was fraglich geworden ist, ganz hinter sich zurückzulassen und seine Fraglichkeit – das, was es nach wie vor zu denken gibt – zu verdrängen. Aber so wenig man die Gegenwart hinter sich zurück lassen kann, kann man dies mit der Vergangenheit unternehmen: Wir können diese ja noch nicht einmal bewältigen, sondern müssen uns als wir selbst – das heißt: in jener Freiheit, als die wir immer schon leben – zu ihr verhalten, weil wir immer schon in einem Verhältnis zu ihr stehen. Nur so ist menschliche Zukunft möglich. Das ist die Aufgabe geschichtlicher Existenz. Wer sie nicht versteht, wird nicht zur Lösung von Krisen beitragen können, sondern diese nur verstärken. Er wird dann, statt bei der Bewältigung von Krisen zu helfen, zum Moment eben jener Krisen.

II.

Diese ersten Überlegungen wirken zunächst dort, wo es um Fragen der Liturgie geht, deplaziert: Steht nicht ihre Abstraktheit in einer Spannung zu der Konkretheit, die dem liturgischen Leben immer schon zueigen ist? Wäre es nicht angemessener, sich zu den Fragen konkret zu äußern, die seit einiger Zeit schon die kirchliche wie auch die außerkirchliche Öffentlichkeit so heftig bewegen? Ein zweiter, vielleicht ein gelassenerer Blick – jener Blick also, der uns immer tiefer sehen läßt – kann aber weiterhelfen: Denn ist nicht gerade der Diskurs über Fragen der Liturgie ein Diskurs, der in der Gegenwart so intensiv wie lange nicht geführt wird? Gewiss, Experten der Kirchen- und Theologiegeschichte mögen uns ganz zu Recht darauf hinweisen, dass die Liturgie immer wieder zum Gegenstand teils sehr spannungsvoller «Gespräche» und Auseinandersetzungen geworden ist und dass das jetzige Gespräch über Fragen der Liturgie alles andere als einmalig ist. Im heutigen Kontext mag allerdings die Radikalität dieses «Gesprächs» verwundern: An die Stelle des Bemühens um Konsens ist, so scheint es, nicht selten die Distinktion um jeden Preis getreten, und um Polarisierung geht es oft dort, wo es doch viel eher um den gemeinsamen Boden gehen sollte. In nicht wenigen Fällen vertreten manche Beteiligte an dieser «Auseinandersetzung» Extrempositionen und sind oft um keine Plattitüde und Simplifizierung verlegen, um ihre Position und den ihr eigenen Wahrheitsanspruch vorzubringen. Gibt es eine Mitte oder die Möglichkeit der Ver-

mittlung? Das scheint nicht der Fall zu sein – nicht zuletzt deshalb, weil vielen Positionen in diesem Diskurs ein falsches Verständnis von Gegenwart und Geschichte zugrunde liegt und dadurch auch das, worum es eigentlich gehen sollte, oft aus dem Blick gerät.

Es mag nun sein, dass gerade die hier gewählte Perspektive – der Blick auf die Krise und das, was ihr eigentlich zugrunde liegt – es erlaubt, die oft einseitigen Zugänge zu Fragen der Liturgie zu vermeiden, die die Debatte der letzten Jahre so sehr bestimmten. Dabei geht es ausdrücklich nicht darum, die sich oft findenden Extrempositionen miteinander zu vermitteln: Dort, wo wir es mit Falschem zu tun haben, hilft keine Dialektik, sondern die Abgrenzung, die vor klarer Zurückweisung nicht zurückschreckt. Was vielleicht einzig möglich ist, ist, Momente des Wahren im Falschen aufzuzeigen – also jene Momente, durch die auch die Extreme noch an der «Mitte» partizipieren. Allerdings geht es dann nicht um Vermittlung, sondern um Rückbesinnung auf die Mitte, das eigentliche liturgische Geschehen. Angesichts der oft heftigen und alle Zeichen einer grundlegenden Krise zeigenden Debatten der letzten Jahre kann man der These ihre Plausibilität nicht absprechen, dass gerade diese Rückbesinnung auf das, was sich lange von selbst verstanden hat, notwendig ist, und zwar eine Rückbesinnung, die die rechte Spannung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft (wie auch die Spannung von Zeit und Ewigkeit) auszuhalten und zu verstehen weiß.

III.

Formulieren wir hier eine These, die die Notwendigkeit dieser Rückbesinnung unterstreicht: In Diskussionen über Fragen der Liturgie zeigt sich oft – nicht immer! – eine tiefgreifende Krise des Liturgieverständnisses des heutigen Menschen. Diese lässt sich – auch dies sei als These ausgesprochen – in drei Tendenzen besonders deutlich nachweisen, nämlich, erstens, der Tendenz, das liturgische Geschehen ethisch oder politisch zu *funktionalisieren*, zweitens, der Tendenz, das liturgische Geschehen zu *ästhetisieren* und, drittens, der Tendenz, das liturgische Geschehen zu *enthistorisieren*. Diese drei Tendenzen sind sehr eng miteinander verbunden, so dass, wo sich eine Tendenz nachweisen lässt, oft auch eine zweite oder gar dritte Tendenz beobachten lässt. In allen drei Fällen geht es darum, dass das eigentliche Wesen des liturgischen Geschehens in den Hintergrund rückt und ein bestimmtes Moment der Liturgie überbetont wird oder eine falsche Bedeutung erhält – und zwar gerade auch deshalb, weil die Spannung menschlicher Geschichtlichkeit – das Mysterium der Zeit selbst – aus dem Blick gerät.

Was dies bedeutet, können wir hier nur in sehr groben Zügen umreißen: Es ist nicht zu leugnen, dass die Liturgie als die Feier des Gottesdienstes und der Sakramente *auch* eine ethische sowie auch eine politische Dimension

hat. Die Teilnahme an dieser Feier wandelt den Menschen und setzt zugleich eine innere Wandlung schon voraus. Und diese Wandlung betrifft nicht nur den einzelnen Menschen, sondern den Menschen in der Gemeinschaft der Heiligen, als «Bürger» jener Stadt, von der in der liturgischen Feier ein Abglanz deutlich wird und von der her alle anderen rein weltlich-irdischen Städte in ihrer Bedeutung eingeschränkt werden. Auch ist der Liturgie eine unverzichtbare ästhetische Dimension zueigen: Der ganze Mensch – nicht nur ein unkörperlicher Geist – wird angesprochen und sinnlich berührt, und umgekehrt nimmt daher der Mensch mit all seinen Sinnen an der Liturgie teil: als körperliches Wesen steht er in jenem Symbolraum, der durch das sakramentale Handeln eröffnet wird. Und auch das Historische wird in der Liturgie immer wieder – in der Geschichte und von der Geschichte her – überschritten: auf jene Ewigkeit hin, in der die Bestimmung des Menschen liegt und die liturgisch nicht einfach Ausdruck findet, sondern erscheint.

Alle diese Dimensionen – die moralisch-politische, die ästhetische und die über die Geschichte hinausführende – sind dem liturgischen Geschehen eingeschrieben. Auf sie kann, wenn recht gebetet und Gottesdienst gefeiert werden soll, nicht verzichtet werden. Die Liturgie ist ja kein abstraktes Geschehen. Sie ist kann von der konkreten Situation unserer leiblich-geschichtlichen Existenz wie auch von der Spannung zwischen Zeit und Ewigkeit, in der sie immer schon steht, nicht losgelöst werden. Allerdings können diese Momente mißverstanden werden. Sie können sich verselbständigen und eine Bedeutung erhalten, die ihnen unangemessen ist: Dann geht es, wo Gott – und zwar der Gott Jesu Christi – verehrt werden sollte, nur noch oder vor allem um moralische Besserung oder um politische Programme, nur noch um Sinnlichkeit und Form oder nur noch um den «Bereich» des Übergeschichtlichen oder ganz Anderen, so dass aller Bezug auf die reale geschichtliche Situation (und zwar nicht nur unsere je eigene) und damit auch jeder Bezug auf die Inkarnation und das geschichtlich-gegenwärtige Heilshandeln Gottes verloren geht. Die Liturgie «verkommt» dann zu einer bloßen Morallehre oder zu einer Form der politischen Propaganda (von einem theologischen Moralismus bis zum politisch-theologischen Aktionismus), zum gefühlstrunkenen Sinnenspektakel (so dass dann Fragen der Gebetsrichtung oder der sprachlichen Form sich verselbständigen können und zu alles entscheidenden Fragen werden) oder zum gnostisch-geschichtsflüchtigen Mysterienspiel (das mehr mit Zauber und Magie als mit schöpfungstheologisch und christologisch recht verstandener Sakramentalität zu tun hat).

Es ist an dieser Stelle nicht notwendig, in Details nachzuweisen, dass wir es in der gegenwärtigen Situation und den krisenhaften «Auseinandersetzungen» um Fragen der Liturgie nicht selten (aber zum Glück nicht immer) mit

Formen falscher Akzentsetzungen zu tun haben: Sowohl bei den liturgisch «Reaktionären» als auch bei den liturgisch «Progressiven» (um weiter in dieser unverantwortlichen Weise zu vereinfachen) gibt es viele Beispiele für die genannten Tendenzen, für die Unfähigkeit, dem Eigentlichen des liturgischen Geschehens gerecht zu werden. Was aber ist dieses Eigentliche?

IV.

Das Wort «Gottesdienst» bringt dies, den eigentlichen und einzigen Zweck des liturgischen Geschehens, schön zum Ausdruck. Das eigentliche, das gottesdienstliche liturgische Geschehen steht aber immer in einer Spannung – und bringt so die Spannung, in der der Mensch in seiner geschichtlichen Situation vor Gott steht, zum Erscheinen. Es vermittelt zwischen den Momenten dieser spannungsvollen Relation, ohne diese dialektisch aufzulösen oder ein Moment absolut zu setzen. Denn die Spannung von Zeit und Ewigkeit, von Jetzt und Noch-Nicht, von Form und Inhalt, von Erinnerung und Vorwegnahme, Vergangenheit und Zukunft lässt sich rein menschlich nicht auflösen. Sie lässt sich nur in der Feier der heiligen Handlungen in Erscheinung bringen, und zwar so, dass dies – eine weitere Spannung – nicht als Werk des Menschen, sondern nur als Geschenk Gottes, dem Preis und Ehre und Dank gilt, verstanden werden kann: Denn es ist ja Gott selbst, der als er selbst erscheint, der also nicht zur Erscheinung «gebracht» wird.

Wie aber lassen sich die genannten Mißverständnisse erklären? Für diese Mißverständnisse des liturgischen Geschehens und die ihnen zugrunde liegende Krise – so eine weitere These – gibt es einen wichtigen und oft übersehenen Grund: die Verkümmern des, was man liturgische Vernunft oder das liturgische Moment der Vernunft nennen könnte, jenen Vollzug der Vernunft, der nicht einfach theoretisch und nicht einfach praktisch ist, sondern der – aus dem vernehmenden Bezug auf den, dem alle Ehre gebührt – vermittelnd und verbindend zwischen Theorie und Praxis steht. Als solcher – vernehmend in jenem Zwischen, das Handeln und Erkennen voneinander trennt und miteinander verbindet – verhindert dieser Vernunftvollzug nicht nur, dass die Liturgie selbst zu einer Form der bloßen abstrakten Theorie (und damit das Christentum zur Weltanschauung) oder der bloßen Praxis (und damit das Christentum zur Ethik) wird, sondern auch, dass der theoretische und praktische Vernunftbezug des Menschen sich – aus der radikalen Gegenüberstellung gegenüber dem Anderen seiner selbst – absolut setzen und selbst Momente des Krisenhaften zeigen.

Hier – in dieser Gefahr – mag man den tieferen Grund dafür finden, dass ein Leben ohne Kult – ohne liturgische Dimensionen – unmenschlich wird: Denn man kann nicht einfach die liturgische Vernunft – ein responsorischer

Vollzug des Menschen – leugnen oder auf andere Vollzüge der Vernunft reduzieren, ohne dass dies auch Auswirkungen auf das Selbstverständnis des Menschen und damit die Formen menschlicher Theorie und Praxis hätte. Denn Theorie und Praxis sind in der Feier des Gottesdienstes (der selbst Momente von Theorie und Praxis zeigt, ohne mit diesen zusammenzufallen) zusammengehalten und aufeinander bezogen, und zwar so, dass sie nicht ihre Selbstständigkeit und die Hinordnung auf die ihnen eigenen Aufgaben verlieren, aber doch so, dass sie ausgerichtet werden auf den ihnen inne wohnenden Sinn. Bleibt die Vernunft auch ihrer liturgischen Dimension treu, stehen sich Theorie und Praxis nicht mehr abstrakt und isoliert gegenüber. Es lassen sich dann, wenn Theorie und Praxis einander nicht entgegen- oder gegenübergesetzt werden, die uns heute so drängend beschäftigenden Reduktionismen der praktischen und der theoretischen Vernunft vermeiden: Ist die Theorie aufgrund ihrer Isolierung immer mehr auf (positive) Wissenschaft reduziert worden, kann sie in der Hinordnung auf die liturgische Dimension der Vernunft den Reichtum ihres spekulativen und kontemplativen Erbes wieder entdecken. Und ähnlich kann die Praxis – in der Neuzeit immer mehr reduziert auf die instrumentelle Vernunft der Technik – von der Ausrichtung auf die liturgische Vernunft den alten Glanz menschlichen Handelns und seine Fülle wiedergewinnen.

Aber darum sollte es, wenn es um die Wiederentdeckung liturgischen Vernehmens geht, nicht primär gehen. Worum es gehen sollte, das ist – dieses Vernehmen selbst, ein Hören, Sehen, Tasten, Schmecken und Riechen, das den Menschen allererst wirklich Mensch sein lässt, als jener antwortende Dank, zu dem der Mensch immer schon in einer Aufgabe herausgefordert ist, die älter als alles ist, was sich machen und erkennen läßt. Nur wenn dieses «Vernehmen» wiederentdeckt wird und das Eigentliche des liturgischen Geschehens jenseits abstrakter Verkürzungen – in einem wirklichen Durchdenken menschlicher Geschichtlichkeit – neu zu Bewußtsein gebracht wird, so mag es scheinen, kann die Krise wirklich überwunden und bewältigt werden, die die gegenwärtigen Debatten über Fragen der Liturgie bezeugen.